

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 29 (1949-1950)
Heft: 3

Artikel: Der Schwabenkrieg vor 450 Jahren
Autor: Rieter, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SCHWABENKRIEG VOR 450 JAHREN

von FRITZ RIETER

Nach den Burgunderkriegen beherrschte der Gegensatz zwischen *Städte- und Länderkantonen* die eidgenössische Politik. *Dierauer* sagt:

«Der alte Zwiespalt der *Städte* und der *Länder*, aus denen die Eidgenossenschaft der acht Orte sich zusammensetzte, wurzelte in den natürlichen sozialen Abweichungen, in der Verschiedenheit der ganzen Lebensweise des Bürgers und des Bauers, in dem politischen Widerstreit der aristokratisch und demokratisch organisierten Gemeinwesen».

Schon im alten Zürichkrieg hatte kriegerische Beweglichkeit die Massen erfaßt. Seit den Sechzigerjahren waren sie immer wieder ins Feld gerufen worden. In dieser Zeit spielten auch die fremden Kriegsdienste eine immer größere Rolle. Die verblüffenden Siege, die Werbungen festigten das Selbstbewußtsein, sowohl beim Bauer der städtischen Untertanengebiete als auch beim freien Bauer der Länder. Der Bauer aber bildete damals die große Masse der Bevölkerung. Die Bande der Ordnung und des Gehorsams gegenüber der Obrigkeit hatten sich gelockert, wie der Saubannerzug des Jahres 1477 deutlich erkennen ließ. Als Reaktion bildeten die drei Städtekantone mit Solothurn und Freiburg ein formell berechtigtes, ewiges Burgrecht. Die Urkantone, Zug und Glarus hatten schon vorher mit dem Bischof von Konstanz einen Sonderbund, das Landrecht abgeschlossen. Die Spannung nahm zu; im Dezember 1481 drohte der Ausbruch des Bürgerkrieges. Die zukünftige bündesrechtliche Stellung von Solothurn und Freiburg schien unüberwindliche Schwierigkeiten zu verursachen. Da trat der heilige *Niklaus von Flüe* als Ritter auf. Trotz allen Gegensätzen hatte das *Bewußtsein der Zusammengehörigkeit* den Sieg davongetragen.

Parallel zum Aufbau und zur Sicherung der eidgenössischen Orte entwickelte sich die Stellung zum Reich. Zunächst wollte man *reichsuntertan* bleiben. Durch den Kampf gegen eine mögliche Landesuntertänigkeit wehrte man einer Entfremdung vom Reich. Man blieb reichsunmittelbar. Südlich des Rheines wirkte sich diese Entwicklung zugunsten der Städte und Länder, im übrigen Reich zugunsten der Fürsten aus. Seit Sempach und Döffingen hatte die Entwicklung

beidseits des Rheins entgegengesetzte Wege eingeschlagen. Nach seinen Mißerfolgen im 14. Jahrhundert strebte Habsburg im 15. Jahrhundert, mit Hilfe Frankreichs und Burgunds, eine Restauration in den eidgenössischen Ländern an. Die Niederlagen bei St. Jakob an der Birs und im Burgunderkrieg bewiesen, daß selbst mit Hilfe der damaligen ersten Militärmächte dieses Ziel nicht erreicht werden konnte.

Solange kein Habsburger auf dem Throne saß, war das Verhältnis der Eidgenossen zum Reiche gut gewesen. Der in erster Linie Hauspolitik treibende Friedrich III. beschleunigte das Ausscheiden der Eidgenossen aus dem Reich. Aus der Feindschaft gegen Österreich entwickelte sich die Reichsfeindschaft. So entstand ein endgültiger Bruch innerhalb des alemannischen Volkes beidseits des Rheins. Wirtschaftliche Notwendigkeiten zum Beieinanderbleiben lagen nicht vor. Die wirtschaftliche Konkurrenz zwischen schweizerischen Reisläufern und deutschen Landsknechten vermehrte die Spannung, der um sich greifende Solddienst in romanischen Ländern verwandelte die Konkurrenz in offene Feindschaft. Die Eidgenossen suchten Anlehnung an die abendländische Opposition gegen Habsburg. Seit 1471 besuchten sie die Reichstage nicht mehr und duldeten keine Appellation an die kaiserlichen Gerichte. Die Erfolge im Burgunderkrieg hatten die Eidgenossenschaft zum militärisch leistungsfähigsten Reichsland gestempelt und Versuche, die geschilderte Entwicklung rückgängig zu machen, kamen zu spät. Wir nennen drei Versuche:

1474 schloß der tirolische Landesfürst Erzherzog Sigmund eine ewige *Richtung* mit den Eidgenossen ab. Er hatte aber keine Erben und die Bemühungen, den Pakt auf seinen Neffen Maximilian auszu dehnen, scheiterten. 1486 wurde dieser zum römischen König gewählt. Diesem hochbegabten Fürsten gelang es, mit der Mehrzahl der eidgenössischen Orte eine *Vereinigung* aufzurichten, welche die Privilegien der Eidgenossen bestätigte, bei scheinbarer Wiederherstellung ihres Reichsverhältnisses. Die Stellung der Stände war verschieden. Entschlossene Zustimmung bei Bern, Zürich, Solothurn und Zug — schwankend waren Unterwalden, Uri und Freiburg — ablehnend Luzern, Schwyz, Glarus. Luzern gelang es, die Bindung von Uri und Unterwalden zu lösen. Anno 1488 galt sie nur noch für Zürich, Bern, Zug und Solothurn, aber auch in dieser Fassung gelangte sie nicht zum Vollzug. Der Grund lag in der in Süddeutschland befolgten kaiserlichen Politik, die zur Bildung des *Schwäbischen Bundes* führte. Nicht etwa die Einstellung gegenüber der Schweiz, sondern das erfolgreiche Umsichgreifen der Wittelsbacher hatte dessen Veranlassung gebildet. Die Einladung an die Eidgenossenschaft zum *Beitritt* wurde abgelehnt. Diese witterte zu Unrecht gegen sie gerichtete Absichten.

Ihr Mißtrauen galt vor allem dem Kaiser, der sie im alten Zürichkrieg tödlich bedroht hatte.

1491 wurde ein Freundschafts- und Neutralitätsvertrag zwischen der Eidgenossenschaft und Bayern abgeschlossen. In dieser Atmosphäre wurde selbst die angeführte Vereinigung mit Maximilian schließlich gegenstandslos. Die internationale Stellung Habsburgs stieg in jenen Jahren unerwartet: Beendigung der flandrischen Schwierigkeiten — Verzicht Sigmunds auf Tirol und die österreichischen Vorlande zugunsten Maximilians — der ungarische König, erbitterter Gegner Habsburgs, stirbt.

Nach dem Tode Friedrichs III. übernahm Maximilian 1493 die Nachfolge. Die Zentralisationstendenzen Frankreichs, Englands und Spaniens griffen auch auf das Reich über und führten zu den Reformbeschlüssen des Reichstages zu Worms: Landfriede — Reichskammergericht — Reichssteuer auf vier Jahre. Man strebte aber auch eine Wiederherstellung der alten Reichsgrenzen an und wollte «die Eidgenossen, Friesländer und andere zum Reich gehörenden, so eine Zeit lang davon gewesen, mit Fug bewegen, sich anderen im Reiche gleichmäßig zu halten». Der Wunsch, über das eidgenössische Heer zu verfügen, spielte dabei eine große Rolle. Trotz erfolgter Aufforderung erschien nur Bern auf dem Reichstag. Jetzt wurde die Tagsatzung eingeladen, den Wormser Beschlüssen beizutreten. Die Eidgenossenschaft mußte somit zum Reichsproblem in seiner ganzen Tragweite Stellung nehmen. Den Landfrieden hatte sie bereits, die Aufgaben des Kammergerichts widersprachen ihrer Rechtsentwicklung, auf allfällige Zuschüsse aus der Geldquelle des gemeinen Pfennigs konnte sie verzichten. Wenn dem Kaiser so viel an den Eidgenossen lag, hätte er Gegenwerte anbieten müssen. Dies war aber nicht der Fall. Die Verhandlungen wurden vorsichtig geführt, die Sprache des Volkes war aber auf beiden Seiten sehr offen. Keine zwei Monate nach der Wormser Einladung schlossen $7\frac{1}{2}$ Orte mit Karl VIII. von Frankreich ein Bündnis. Neben Maximilian und Karl VIII. bemühte sich auch Lodovico il Moro um die Freundschaft der Eidgenossen. Das Reichskammergericht trat gegenüber zugewandten Orten in Funktion — die Ursache bildeten Streitigkeiten zwischen St. Gallen und ausgewiesenen Mitbürgern. Schon im Herbst 1496 drohten die Eidgenossen wegen St. Gallen mit Krieg. Bern suchte zu vermitteln. Eine Einigung kam aber nicht zustande. Während die Diplomaten verhandelten, traf der Schwäbische Bund Kriegsvorbereitungen. Maximilian erreichte zwar eine Aussprache in Innsbruck. In dem Gerichtsfall wurde eine Lösung erzielt, die weiteren Streitigkeiten wollte man dem nächsten Reichstag in Freiburg vorlegen, «damit man durch gebührliche Handlung vorsehen möge, daß zukünftig Krieg und Aufruhr vermieden bleibe».

Diesmal erschien eine eidgenössische Gesandtschaft auf dem Reichstag. Die Instruktionen verlangten Befreiung von Kammergericht und Steuer. Das Reich lehnte aber diese Konzessionen ab. Nicht etwa nur diese konkreten Fragen, auch die außenpolitische Lage auferlegten der Schweiz größte Zurückhaltung. Frankreich, dem die Mehrheit zuneigte, bot einen Rückhalt gegen die Forderungen des Reiches. Die erneute Zumutung, den gemeinen Pfennig zu entrichten und weitere Kammergerichtsprozesse verschärften die Spannung, die zu Ende des Jahres 1498 aufs höchste gestiegen war. Schließlich entlud sich das Gewitter im Gebiet des Gotteshausbundes, so daß die Eidgenossen zunächst als Verbündete in den Krieg zogen. Die Fehde zwischen Tirol und Gotteshausbund entwickelte sich zum Schwabenkrieg. Der während Jahren aufgespeicherte Groll und Haß entlud sich mit elementarer Wucht.

In Graubünden war im Juni 1497 als erster der Graue Bund zugewandter Ort geworden, erst im Dezember 1498 der Gotteshausbund, während der Zehngerichtebund in seiner abweisenden Haltung verharrte. Die Verlegung der eidgenössischen Front an die Tirolergrenze beschleunigte die Kriegsrüstungen.

Beginn der Feindseligkeiten

An der Ostgrenze Rätiens lag seit alten Zeiten ein Gebiet, in dem ein bunter Wirrwarr der Herrschaftsrechte zu stetem Hader zwischen dem Gotteshaus Chur und Tirol geführt hatte. Vor allem im Unterengadin und im Münstertal machten sich die beiden Regenten die Hoheit streitig. Fast in allen Dörfern saßen Untertanen des Bischofs und des Grafen von Tirol, aber auch freie Bauern.

Als der erwähnte Anschluß an die Eidgenossenschaft erfolgt, der Beitritt zum Schwäbischen Bund abgelehnt und dem König von Frankreich die Werbung im eigenen Gebiet gestattet worden war, entschloß sich Maximilian, die Unterengadiner mit Gewalt zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen. Anfang Januar wurde zu Feldkirch vorübergehend ein Abkommen zur Beilegung des Streites getroffen. Aber selbst der Österreicher Albert Jäger schreibt in seinem Buch «Der Engadeiner Krieg im Jahre 1499»: «Die Regentschaft wollte jedoch von Frieden nichts wissen, sondern verlangte Krieg».

Um den schleppenden Verhandlungen ein Ende zu bereiten, ließ der tirolische Statthalter den im Vintchgau versammelten Haufen ins Münstertal einrücken. Vereint mit den Engadinern vertrieben die Talleute die plündernden Kriegsknechte. Durch das Gebirge erfolgten Mahnrufe zum Aufbruch. Eidgenössische Kontingente eilten herbei. Das Tirol forderte den Schwäbischen Bund zur Hilfe auf. Bevor es

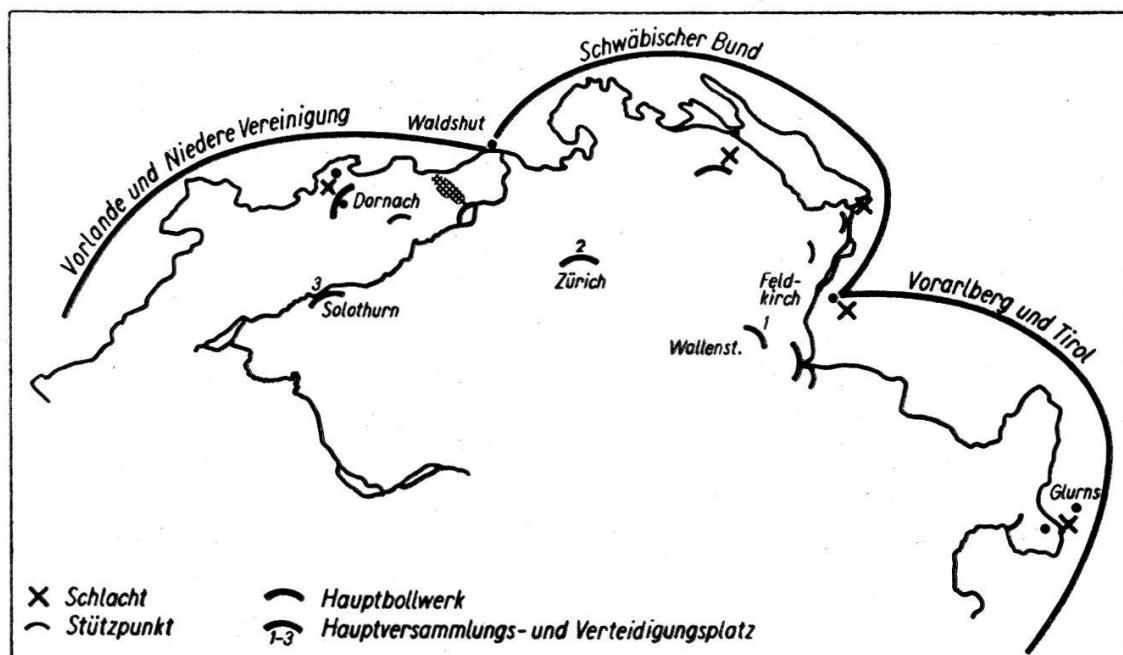
jedoch zum Kampfe kam, wurde durch Vermittlung des Bischofs von Konstanz ein nochmaliger Friedensschluß erzielt.

Wohl zogen die Heerhaufen von der Grenze ab, aber der Übermut des österreichischen Kriegsvolkes führte zu neuen Unruhen. Bei Balzers und Azmoos erfolgten Zusammenstöße. Die gegenseitige Erbitterung zwischen schwäbischen Landsknecht und Schweizer Söldner führte schließlich nun doch zum endgültigen Kriegsausbruch.

Der Historiker *Valer* machte im Jahre 1895 folgende interessante Feststellung:

«Der Krieg wurde auf beiden Seiten mit einer Erbitterung geführt, wie es nur bei Bruderstämmen möglich ist. Insoweit war es Maximilian gelungen, den Haß, den Österreich schon lange gegen die Eidgenossen empfand, auf die schwäbischen Truppen zu übertragen. Die natürliche Rivalität, die damals schon zwischen den deutschen Landsknechten und den schweizerischen Söldnern bestand, wird dem Kaiser dabei trefflich zustatten gekommen sein. Eigentümlich ist, daß aus der Zeit des Schwabenkrieges jener Gegensatz zwischen den Deutschschweizern und den Süddeutschen (Schwaben) herstammt, der noch heute nicht ganz ausgeglichen ist, während das Verhältnis zu Österreich, dem eigentlichen Erbfeind der Eidgenossen durch zwei Jahrhunderte hindurch und dem wirklichen Urheber des Schwabenkrieges, sich in der Folge viel günstiger gestaltete».

Strategische Übersicht



Die Eidgenossenschaft war von Münster bis zu den Defileen der Jurakette von feindlichem Gebiet umgeben und einem Angriff ausgesetzt. Das Veltlin gehörte dem Herzog von Mailand, der zu Maximilian hieß. Dieser konnte seine Hauptmacht bei Landeck, Feld-

kirch und Bregenz rasch vereinigen. Konstanz bildete einen gefährlichen Brückenkopf. Im Hegau und Klettgau herrschte der schwäbische Bund. Die vorderen Waldstädte und Rheinfelden, nebst dem Fricktal, waren österreichisch und gewährten festen Fuß auf dem linken Rheinufer. Der Bischof von Basel, der, neben dem Grafen von Thierstein, die Bergschluchten der Birs bis Pruntrut beherrschte, hatte versprochen, sich keiner Partei anzuschließen. Dennoch wies jener Grenzabschnitt Blößen auf. Breisgau und Sundgau gehörten Maximilian und in Hochburgund regierten seine Vögte und Statthalter.

Die Eidgenossen standen mit Graubünden, Appenzell, St. Gallen, Schaffhausen und Wallis im Bund und zählten auf französische Hilfe, welche wenigstens einen Angriff von Burgund aus verhindern sollte. Sie mußten die ausgedehnten Grenzen gegen einen an Zahl und Kampfmitteln überlegenen Gegner bewachen. Die größte Gefahr drohte an folgenden Punkten:

Aus dem Inntal und Vintschgau gegen Münstertal und Engadin — aus dem Wallgau (Illtal bei Feldkirch) gegen die Luziensteig und den Talgrund der Seez — aus Konstanz gegen den offenen Thurgau — aus dem Fricktal gegen den Aargau — und aus dem Sundgau gegen die Jurapässe von Solothurn.

Ein Kordonsystem mit vielen kleinen Garnisonen sollte das Hinterland vor feindlichen Überfällen schützen, beobachten und bei Gefahr Alarm schlagen. Jeder Stand besetzte seine Grenzorte selbst. In den gemeinsamen Territorien verwendete man gemischte Kontingente, sogenannte Zusätze.

Gefechte und Streifzüge an der ganzen Front

Nach einem für die Bündner ungünstig verlaufenen Gefecht besetzten die Kaiserlichen Anfang Februar das Münstertal und unternahmen Streifzüge ins Engadin. Mittlerweile bemächtigte sich Ludwig v. Brandis, Herr zu Vaduz, der Luziensteig und des Städtchens Maienfeld. Die Bündner riefen die bei Azmoos versammelten Eidgenossen zu Hilfe. Es erfolgten verschiedene kleinere, für die Eidgenossen erfolgreiche Gefechte. Vaduz wurde eingenommen und Brandis in die Gefangenschaft abgeführt. Nach einer erfolgreichen Unterwerfung des Wallgaus, die zwar nur kurz dauerte, folgte der Sieg bei Hard gegen ein 10 000 Mann starkes schwäbisches Heer.

Folgendes Beispiel zeigt die Raschheit von Mobilmachung und Einsatz: Am 25. März erfolgte ein feindlicher Einfall in der Gegend von Gams. Selbst wenn die Meldung mittels Feuerzeichen oder Staffettenläufern noch am gleichen Tag in Zürich eingetroffen war, ist

es doch erstaunlich, daß das zürcherische Fähnlein von 600 Mann schon am 27. in Rapperswil vereinigt war. Am 28. marschiert es nach Weesen; auf dem Walensee erlitt es einen heftigen Sturm und gedachte in Wallenstadt zu übernachten. Auf die Meldung eines am nächsten Morgen zu gewärtigenden Angriffs marschierten die Männer die Nacht durch und standen am frühen Morgen kampfbereit in der Gegend von Azmoos. Die Distanz Wallenstadt-Azmoos beträgt rund 18 Kilometer.

Kriegsordnung und Bündnis mit Frankreich

Um vielfach verübtem Unfug zu steuern, erließ die Tagsatzung Anfang März eine Kriegsordnung, die von früher her bekannte Grundsätze wiederholte. Frankreich sah den Ausbruch des Krieges gern und sagte den Eidgenossen seinen Beistand zu. Das kaiserlich gesinnte Bern wollte zunächst nichts von französischer Hilfe wissen. Das drohende Ungewitter förderte aber die Einigkeit unter den Eidgenossen und so kam Mitte März ein zehnjähriges Bündnis mit Ludwig XII. zustande, wobei der König, außer einem Jahrgeld von 20 000 französischen Pfund, bei Fortsetzung des Krieges ein gut ausgerüstetes Geschütz mit Zubehör und Mannschaft versprach. Unterhandlungen und Truppenlieferungen gegenüber Mailand mußten unterbleiben.

Die Vermittlungsversuche verschiedener benachbarter Fürsten und Stände waren erfolglos; vor allem der Schwäbische Bund wollte nichts von Friedensverhandlungen hören. So wurde schließlich in der ersten Hälfte März ein kaiserliches Mandat erlassen, das den *Reichskrieg* proklamierte und alle Reichsstände aufforderte, mit den Eidgenossen zu brechen.

Siege beim Bruderholz und bei Schwaderloch

Längs der Grenze erfolgten kleine Scharmützel, Gewalttätigkeiten, Raub und Brandschatzungen. Der allgemeine Krieg war ausgebrochen. Das Gewitter dehnte sich von Graubünden nach dem Hegau und gegen den Sundgau aus.

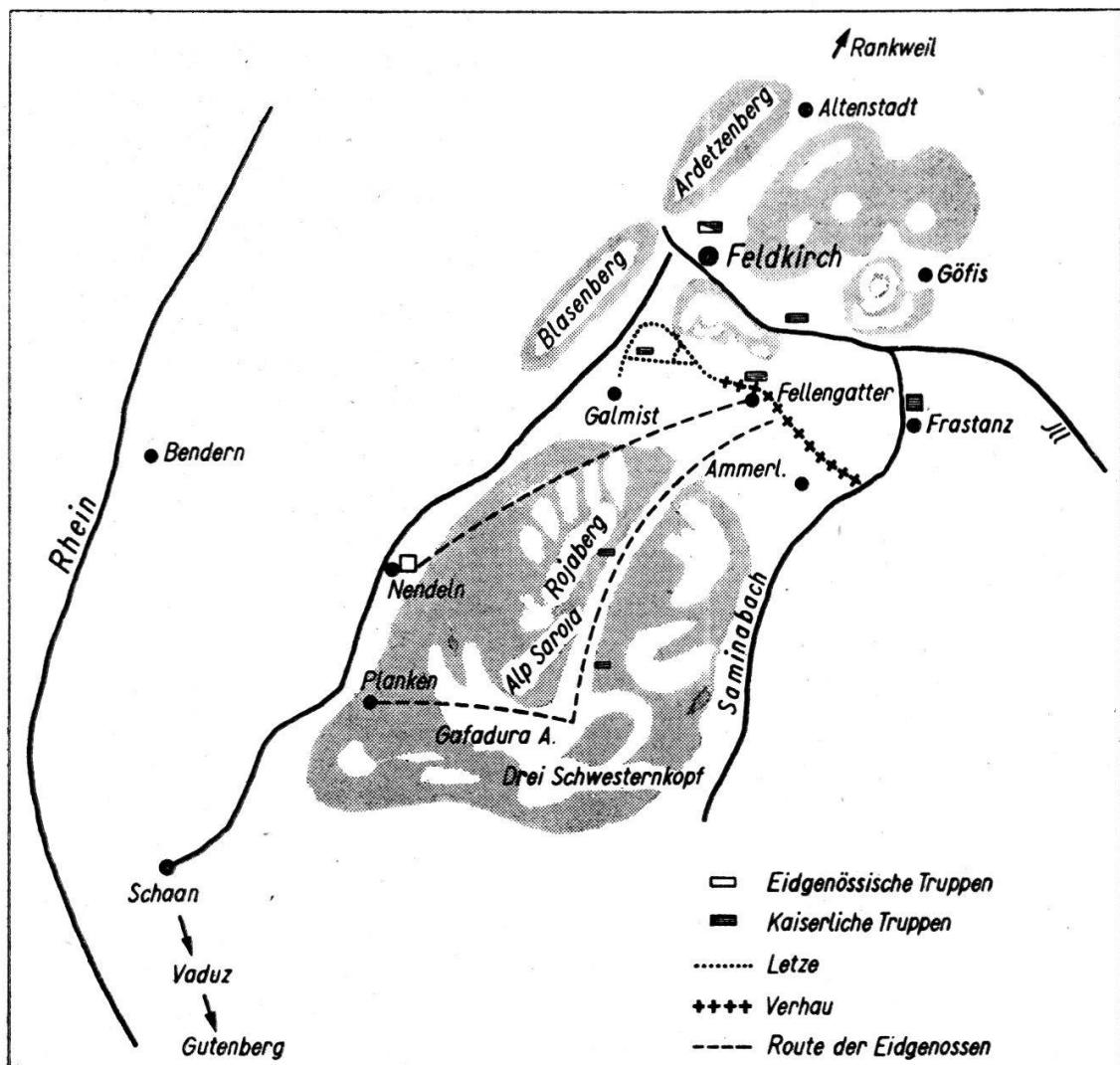
Die Eidgenossen beabsichtigten gegen die österreichischen Besitzungen im Vorarlberg vorzugehen, um die feindlichen Kräfte zu teilen. Im Interesse der Geheimhaltung dieses Planes wollte man zunächst kleinere Unternehmungen durchführen. So zogen beispielsweise die Zürcher und Schaffhauser, etwa 4000 Mann, raubend und brennend ins Klettgau.

Von Dorneck aus unternahmen die Eidgenossen Streifzüge in den Sundgau. Als eine Unternehmung gegen Blotzheim im Gange war, erblickten sie im Rücken den Rauch angezündeter Häuser. Die Österreicher waren inzwischen durch das Leimental gegen Dornach vorgerückt und hatten Hochwald und Gempen in Brand gesteckt. Auf dem Rückweg versperrten sie beim *Bruderholz* den zurückkehrenden Eidgenossen den Weg. Diese erzwangen gegenüber den an Zahl dreifach überlegenen Kaiserlichen den Durchbruch. Die Landsknechte hielten dem Schock nicht lange stand und gerieten ins Wanken. Das Zeichen zur Flucht gab das Fähnlein von Pfirt.

Die Kriegsknechte des Freiherrn von Hohensax unternahmen fast täglich Überfälle über den Rhein, hoben feindliche Posten auf und fügten dem Lande Schaden zu. Aus Rache überschritt ein kaiserliches Heer Ende März an verschiedenen Stellen den Fluß, verbrannte Gams, Sax und manche Häuser in Sennwald. Auf die Nachricht dieses Überfalls versammelten sich am Schollberg die Zuzüge einer Reihe von Ständen. Zunächst sollte das Schloß Gutenberg belagert werden. Interessanterweise wurde die Belagerung — eine Maßnahme, die den Eidgenossen nie lag — durch einen französischen Büchsenmeister geleitet. — Die Kaiserlichen überrumpelten Ermatingen und setzten sengend und brennend den Vormarsch fort. Im Thurgau riefen Feuerlärm und Glockengeläute von allen Seiten Mannschaften herzu. Unverhältnismäßig rasch waren 1800 Mann zur Stelle, bereit, die umgebrachten Waffenbrüder zu rächen. Das gegen 10 000 Mann starke feindliche Heer hatte sich inzwischen bis Männerbach und Triboltingen vorgewagt und so den Eidgenossen ermöglicht, in seinem Rücken auf den Hügeln des Schwaderlochs ihre Anordnungen zu treffen. In der nachfolgenden Schlacht nützten die Eidgenossen das Gelände geschickt aus und verhielten sich taktisch sehr gewandt. Trotz großer numerischer Unterlegenheit brachten sie dem Gegner eine schwere Niederlage bei und verfolgten ihn bis vor die Tore von Konstanz.

Frastenz

In der zweiten Hälfte April lagerte ein kaiserlicher Gewalthaufen hinter Frastenz. Die Letze, welche den Zugang zu dessen Lager sperrte, erstreckte sich von den senkrechten Abstürzen an der Ill quer über die anschließende Einsattelung. Der Mittelpunkt der Schanze heißt noch heute Schweizerschanze. Es ist ein weiter kesselförmiger Raum, von wallförmigen Erhöhungen umkränzt. Die Anlage bildete ein mächtiges Werk mit Reduits und Abschnitten. Angaben über das Profil fehlen. *Tschudi* schrieb: «Diss ward alls ein starke wohlgeordnete Letzi, als sie je kein Mann gesah, die war mit



großen Böumen zwifält, guten Bollwerken und Strichweerenen gemacht».

Die direkte Verbindung Feldkirch-Frastanz (alte Schreibweise) bestand damals noch nicht. Die Straße verlief über Fellengatter hin-aus der Höhe entlang und senkte sich erst dann auf Frastanz hin-unter. Sie war durch die Schanzen gesperrt. Zur Sicherung der Letze in Flanke und Rücken war am Fuß des damals stärker wie heute bewaldeten Royaberges ein Verhau angelegt, der voraussichtlich von der Letze bis zum Saminabach reichte.

Die erwähnte Belagerung Gutenbergs zeitigte nur geringe Erfolge. Anderseits war das kaiserliche Heer nicht gesonnen, die Stellung bei Feldkirch zu verlassen. Die Eidgenossen entschlossen sich daher, die feindlichen Schanzen zu stürmen.

Im Hinblick auf die Möglichkeit einer Umgehung der Schanze legte der Gegner 300 Büchenschützen, laut Tschudi, «uf den Berg Lanzengast», voraussichtlich nach dem hinteren Äpli, ferner 1500

der Freudigsten, den sogenannten stählernen Haufen, «entweris am Berg», voraussichtlich nach dem vorderen Äpli. Es waren dies Freiwillige, «die sich selbs das zu thun erbutent».

Die Eidgenossen beabsichtigten die Letze am Abhang des Berges, oberhalb Galmist, Fellengatter und Amerlügen, zu umgehen. So lange der Feind die Höhe des Berges besetzt hielt, war dies aber nicht möglich. Daher anerbte sich der Urner *Heini Wolleb*, der bereits Tags zuvor eine gewaltsame Rekognoszierung durchgeführt hatte, mit 2000 Mann den Berg selbst zu ersteigen. Der rauhe Kriegsmann hatte manche Streiche, selbst Straßenraub, auf dem Kerbholz. Die Quellen sprechen von einem «frischen, kriegsberichten» Hauptmann. In diesem Augenblick vergaß man aber seine bewegte Vergangenheit und nützte seine großen militärischen Talente aus.

Am 20. April setzte sich das eidgenössische Heer vor Tagesanbruch in Bewegung. Wahrscheinlich trennte sich Wolleb von der Hauptkolonne bei Planken und zog mit seiner Schar den Berg hinan. Unterwegs heißtet er seine Mannschaft niederknien und beten und sagt hernach: «Nun heig keiner Sorg, daß es uns numeh mißlinge oder übel gang und ziechent mir nach in dem Namen Gottes». — Von Planken geht es waldaufwärts auf die Alp Gafadura. «Also zugend sy den stozenden Berg uff wie sy mochtend». Von der Alp Gafadura geht es steil aufwärts zum Royensattel. «Durch Studen, Stöck und Felsen so ruch, daß sie einander mit Spießen hinuff schieben und ziehen mußten» (Anshelm).

Nach Überschreitung des Joches gelangt man auf die am östlichen Abhang liegende Alp Saroja, dem bereits genannten hinteren Äpli. Laut Tschudi haben die längs dem Wald postierten, wahrscheinlich eben erst eingetroffenen Schützen Salvenfeuer gegen die vorderste Abteilung Wollebs abgegeben, die als behendeste den Berg zuerst erstiegen hatte. Die Eidgenossen aber dringen auf sie ein und die Schützen ziehen sich auf das vordere Äpli zurück, woselbst der stählerne Haufe seine Schlachtordnung gebildet hat. Hier werden die Eidgenossen zum Stehen gebracht. Sie halten den Feind mit Schießen hin, bis das Gros von Wolleb zur Stelle ist und der «Truck» beginnen kann, dessen Erfolgssäussichten, infolge der überhöhenden Stellung, groß sind. Der stählerne Haufe wird den Berg hinunter gedrängt und «ihnen die Flucht angewunnen».

Unterdessen ist der von *Ulrich von Hohensax* angeführte eidgenössische Gewalthaufen von Nendeln aus den Abhang hinauf marschiert und sodann dem Verhau bis Fellengatter gefolgt. Vermutlich stieß er oberhalb Amerlügen mit der Kolonne Wollebs zusammen. Das Schlachtfeld bildet ein Rechteck, das an der langen nördlichen Seite von der Ill, an der schmalen Ostseite vom Saminabach begrenzt wird. Die beiden anderen Seiten umschließt halbmondförmig

das Hügelland mit Amerlügen, Fellengatter und der Letze, deren Wirksamkeit jetzt stark beeinträchtigt ist. Die Acta zum Tirolerkrieg sagen: «und sie (die Letze) nit überhöcht, so hetten sie die under ogen nit angriffen noch gewunnen».

Wieso nimmt der Feind, an den zwei rückwärtigen Seiten von zwei Flüssen umfaßt, überhaupt eine Schlacht an? Über den zweiten Teil der Schlacht fließen die schweizerischen Quellen nur spärlich. Die Darstellung in *Pirkheimers «Bellum Helveticum»*, die das Gros des kaiserlichen Heeres am rechten Ufer festlegt, infolge des Ungestüms der Kriegsleute die reißende Ill überschreiten und den Hang emporsteigen läßt, ist unwahrscheinlich. Der Hauptteil des kaiserlichen Heeres hatte sein Lager hinter Frastenz und überschritt voraussichtlich zunächst den Saminabach. Gleichzeitig strömte bewaffnetes Landvolk aus den jenseits der Ill gelegenen Gemeinden bei Göfis zusammen, das die Preisgabe der Letze verhindern wollte. «Da waren viele alte Männer mit grauen Haaren und Bärten, die stunden als die Stöcke und wehrten sich tröstlich». Voraussichtlich ist der Schlachthaufe von Frastenz aus zunächst gegen Fellengatter vorgrückt, um die Verteidiger der Letze zu unterstützen. Als ihn aber die Eidgenossen in Flanke und Rücken bedrohten, nahm er Richtung Ill, wartete das Eintreffen des zweiten Haufens vom rechten Ufer her ab, um im Verein mit dieser Verstärkung den Angriff zu unternehmen. Die Kaiserlichen sind im großen ganzen überrascht worden.

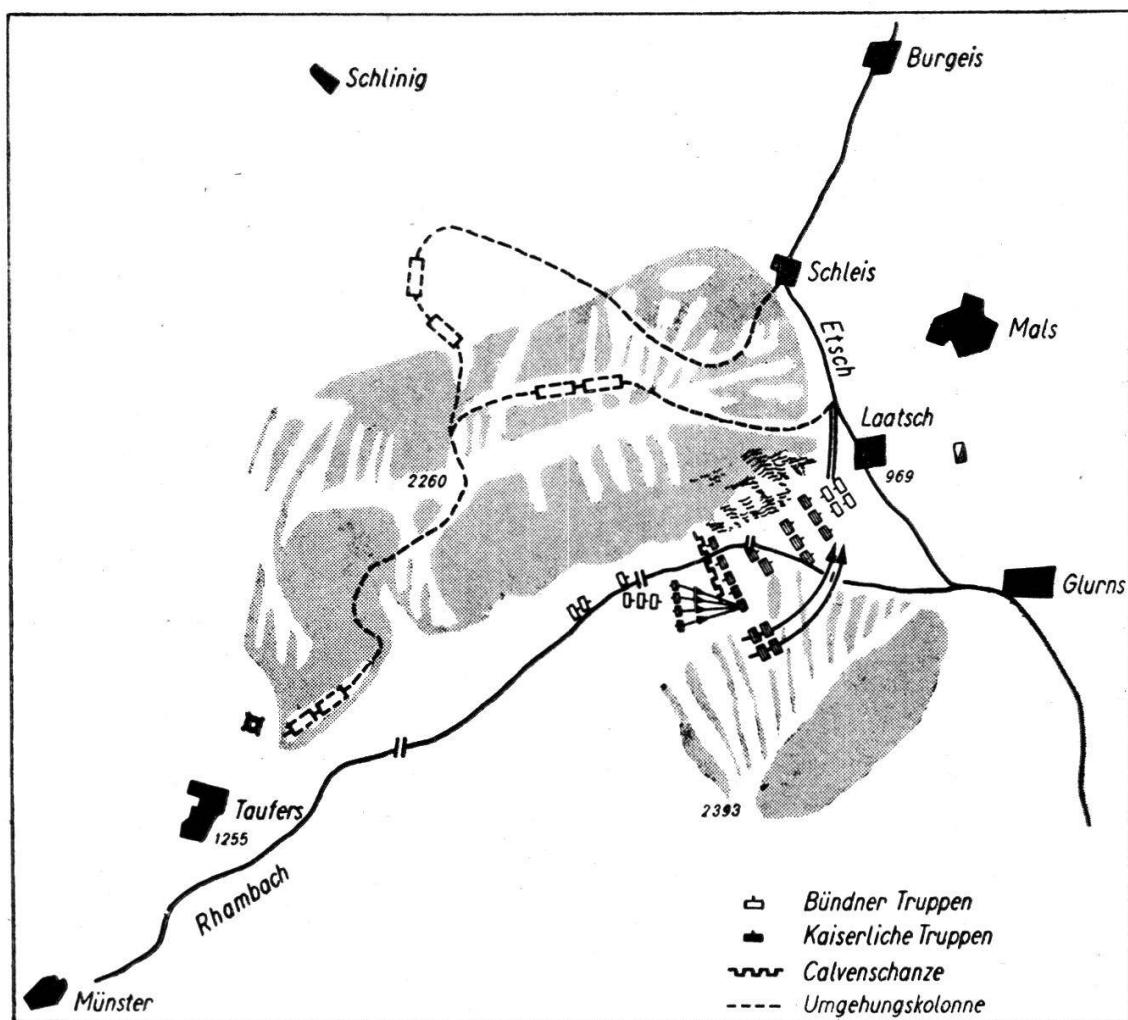
Die Eidgenossen wollen ungesäumt angreifen. Wolleb mäßigt sie und rät, in gedrängter Ordnung auf der Anhöhe den feindlichen Angriff abzuwarten. Tatsächlich steigen die Kaiserlichen hinan und greifen, laut Pirkheimer, mit großer Kühnheit den Feind an. — Nach der Vereinigung mit dem eidgenössischen Gewalthaufen übernimmt Wolleb den Oberbefehl und läßt nach Überschreitung des Verhaues in der Gegend von Fellengatter aufmarschieren. Nachdem die Flügel des Feindes ihre Salven abgefeuert haben, schreiten die Eidgenossen zum Angriff. Es entbrennt ein blutiger Kampf, in dessen Verlauf Wolleb fällt. «Er ergriff eine Halbarde, schob sie quer unter die feindlichen Speere, drückte diese in die Höhe und hielt, die Feinde am Gebrauch der Speere verhindernd, so lange damit an, bis er von vielen Wunden durchbohrt die Kräfte verlor und sterbend zur Erde sank» (Pirkheimer). «Wünscht ihnen Glück und Gnadet und verschied hiemit» (Anshelm). «Wollebs Verlust zu ersetzen, eilte der tapfere Freiherr von Sax in die vordersten Reihen; die Soldaten drängten ihn aber zurück, um nicht in ihm abermal einen geliebten Hauptmann zu verlieren» (Zellweger).

In geschlossener Ordnung stürmen nun die Eidgenossen bergab — der Feind weicht fechtend ins Tal —, sein linker Flügel entflieht über den Saminabach. Jetzt können sich die Eidgenossen nach rechts

ausdehnen und den Feind an die Ill drücken. Durch die Überflügelung erschreckt, beginnen die rückwärtigen feindlichen Glieder sich aufzulösen — Unsicherheit zeigt sich auch in den vorderen Reihen —, jetzt vollenden die Eidgenossen den Sieg — «stachend und schluogend zuo Tod, wast in ward» (Acta) —, in regelloser Flucht sucht der Feind über den Fluß zu entrinnen — viele ertrinken. Die schweizerischen Quellen sprechen von 3000 Erschlagenen und 1300 Ertrunkenen. Die unverhältnismäßig geringen schweizerischen Verluste lassen sich nicht mehr genau feststellen. Alter Sitte gemäß verweilen die Sieger drei Tage auf der «Wallstatt, ob jemand käme den Sieg zu rächen».

Die Schlacht an der Calven

In der Folge ereigneten sich weitere Überfälle, Raubzüge und Gefechte mit wechselndem Erfolg. Dabei wiesen sich auch die Kaiserlichen über eine anerkennenswerte Gebirgstüchtigkeit aus. Anfang



Mai fochten die Bündner mit Erfolg im Münstertal. Als die Tiroler sahen, daß sie diesmal gut geführten Truppen gegenüberstanden, beeilten sie sich, hinter die Calvenschanze zurückzugehen und forderten bei Maximilian Verstärkungen an.

Am 12. Mai lagen sich das Tirolerheer und die Vorhut der Bündner im untern Rhamtal gegenüber. Am 20. war das Gros der Bündner in Münster und Taufers konzentriert.

Der natürliche Abschluß des Münstertales liegt bei der Klause von Calven. *Constanz Jecklin* beschreibt die Gegend wie folgt:

«In der genannten Klause bietet sich ungesucht eine vortreffliche Verteidigungsstellung, die künstlich sehr leicht verstärkt werden kann. Die Talöffnung ist kaum 4—500 Meter breit. Zu beiden Seiten erheben sich schroffe Bergwände, links der Schlinigerberg, rechts die Ausläufer des Piz Chavalatsch. Mitten durch fließt der Rhambach, ein ziemlich ungestümes Bergwasser, das aber nur zu Zeiten großer Wassermengen ein Bewegungshindernis bildet. Am rechten Ufer zog sich und zieht sich noch heute der Boschwald bis an den Rhambach herunter. Hier errichteten nun die Tiroler eine Schanze, die, von einem Bergabhang zum anderen reichend, das Tal vollständig abschloß und deren Festigkeit und Furchtbarkeit die Berichte nicht genug hervorheben können. Sie waren mit Türmen und Basteien versehen, mit mehreren Reihen Schießscharten übereinander, mit Schießlöchern für grobes Geschütz, ein Werk, das, vermöge der günstigen Ortlichkeit und der künstlichen Anlagen, uneinnehmbar schien. Vor der Schanze bestrichen die Geschütze vollständig des Feindes Anmarschlinien. Eine Überhöhung, wie sie bei Frastenz den Sieg ermöglichte, schien durchaus ausgeschlossen».

Die österreichischen Streitkräfte zählten etwa 12 000 Mann, während die Stärke der Bündner in den Acta mit 6300 Mann angegeben wird.

Am 21. Mai beschlossen die Hauptleute im Kriegsrat den sofortigen Angriff. Wir kennen die Namen einer Anzahl Hauptleute, welche die einzelnen Fähnlein anführten; eine eigentliche Oberleitung fehlt aber. Die Rekognoszierung hatte ergeben, daß die rechte Flanke nicht gedeckt und die Wege von Taufers über den Schlinigerberg nach Schlinig, Schleiß und Laatsch unbewacht waren. Infolgedessen erhalten die Hauptleute *Wilhelm von Ringk* und *Nicolaus von Lumbrins* den Befehl, noch in der gleichen Nacht mit 2000 Mann über den Schlinigerberg vorzugehen und von der Seite und von hinten in die Schanzen einzudringen. Auf dem Rücken des Berges angelangt, sollten sie eine weiße Fahne entfalten und vor Beginn des Angriffs im Tal einen Stall in Brand stecken. Je nach den Übergangsstellen betrug die zu überwindende Steigung 1200 bis 2000 Meter, die horizontale Entfernung 8 bis 20 Kilometer. Nach heutigen Berechnungen konnte also die Abteilung am Morgen oder gegen Mittag des folgenden Tages am Ausgang des Schlinigertales gegen das Etschtal hin eintreffen. Ende des letzten Jahrhunderts wurde die Ansicht vertreten, die Umgehungs kolonne habe die Scarlroute und den Sur-Saß-Paß benutzt.

Oberstkorpskommandant von Sprecher hat einwandfrei nachgewiesen, daß die oben angegebene Route gewählt worden ist, schon weil der weiter entfernte Weg mindestens 20 Stunden Marsch erfordert hätte. Bei Benützung der Sur-Saß-Paß-Route hätte es im übrigen keinen Sinn gehabt, hinter dem Schloß Rotund hinaufzusteigen — eine historische Tatsache. Auch das Hissen einer weißen Fahne wäre in diesem Fall zwecklos gewesen.

Die Umgehungskolonne verläßt am 21. abends etwa um Mitternacht Münster, schlug voraussichtlich den auf der Skizze eingezeichneten Weg ein, verliert dann aber in der Dunkelheit den Zusammenhalt. Nachdem die Kaiserlichen den Gegner gesichtet, senden sie eine Abteilung der auf dem Weg Schlinigen-Schleis anrückenden Kolonne entgegen, eine andere gegen die Richtung Laatsch vorrückende Kolonne. Die erstgenannte Abteilung reißt vor der Übermacht des Feindes aus. Infolgedessen kann die betreffende bündnerische Kolonne frei vorgehen und sich mit der Kolonne rechts am Berghang vereinigen. Sie gelangt in Flanke und Rücken der österreichischen Abteilung, die der bündnerischen Kolonne rechts entgegenmarschiert war. Diese Abteilung scheint aufgerieben worden zu sein, allerdings nicht ohne den Bündnern große Verluste beigebracht zu haben. Um diese Zeit ist es Mittag geworden. Die beiden Kolonnen werfen sich gegen das von Laatsch her anstürmende dritte Treffen der Österreicher. Der Angriff erfolgt mit großer Wucht. Allen voran stürmen Ringk und Lumbrins, die als erste fallen. Das dritte Treffen der Österreicher wird auf das zweite zurückgeworfen. Dieses aber hält stand, erhält Verstärkung aus der Schanze und bringt vor allem durch Geschützfeuer den Bündnern große Verluste bei. Um von hinten in die Letze einzudringen, muß die Marengobrücke genommen werden. Dem Fuß des Schlinigerberges entlang können große Abteilungen nicht durchkommen. Es ist völlig unverständlich, daß die österreichischen Reisigen östlich Laatsch untätig bleiben. Lag etwa der Grund in der Tatsache, daß Adel und Bauern seit Beginn des Krieges einander scharf mißtrauten? Die Abteilung bei Laatsch hätte die Möglichkeit gehabt, der Umgehungskolonne in Flanke oder Rücken zu fallen und sie aufs schwerste zu gefährden.

Der Kampf bei der Brücke, im Rücken der Schanze, dauert etwa fünf Stunden, bis es dem Gewalthaufen der Bündner gelingt, in die Front der Schanze einzudringen und die Verbindung mit der Umgehungskolonne herzustellen. — Bei den Anführern des Gross herrschten lebhafte Meinungsverschiedenheiten über den Zeitpunkt des Beginns der Bewegung. Einzelne Quellen sprechen sogar von Täglichkeiten. Als Zauderer wird vor allem der Schwyzer *Freuler* genannt. Sprecher bemerkt aber, es sei militärisch durchaus begreiflich, daß die Anführer mit dem Angriff zurückhielten, bis das Ein-

greifen der Umgehungskolonne deutlich geworden, und er fügt bei: «Handelte es sich doch um das schwerste Stück Arbeit». — Bei näherer Prüfung überrascht die erwähnte Zeitspanne von fünf Stunden daher nicht. Etwa 1½ Stunden müssen wir allein für den Anmarsch gegen die Schanze rechnen. Zunächst rückte die Kolonne rechts des Gros gegen den linken Flügel der Schanze vor, während schwächere Abteilungen im Zentrum und gegen den rechten Flügel vorstürmten. Die Kolonne links wurde vor den Schanzen an der Brücke von den Tirolern empfangen. Nach einem heftigen Gefecht zogen sich die Tiroler in die Schanze zurück. Der Ansturm der Bündner mißlang an dieser Stelle. Nun drang die vereinigte Macht im Zentrum und hauptsächlich gegen den linken Flügel der Schanze vor und nach langem Ringen gelang es ihr schließlich, in das Bollwerk einzudringen. In diesem Augenblick bricht die österreichische Reserve aus dem Feld südlich des Rham hervor und stößt gegen die Flanke der Umgehungskolonne. Allein die Panik im österreichischen Heer hat schon so stark um sich gegriffen, daß auch diese bewährten Soldtruppen nicht mehr standhalten, sobald ein Teil der Bündner gegen sie Front macht. Die Flucht der Österreicher ist allgemein. Die Brücke über die Etsch stürzt ein: Hunderte werden in den Fluß gedrängt. In Glurns wird nicht einmal versucht, die Bündner aufzuhalten. Die unverhältnismäßig hohen österreichischen Verluste werden übereinstimmend mit 4—5000 Toten angegeben. Man scheint keine Gefangenen gemacht zu haben. Auf bündnerischer Seite rechnen die Quellen mit ungefähr 2000 Toten.

Auf österreichischer Seite sind schwere Fehler unterlaufen. Der Anführer, *von Habsberg*, hatte den Späher- und Sicherungsdienst gänzlich vernachlässigt. Auf Rotund lag eine österreichische Besatzung; die notwendigen Rekognoszierungen wären daher ein leichtes gewesen. Dank seiner Übermacht hätte Habsberg offensiv vorgehen müssen. Zu seiner Entschuldigung kann höchstens gesagt werden, daß Maximilian ihm geraten hatte, sein Eintreffen abzuwarten. Aber auch bei einem Verharren in der Verteidigung sind nicht alle notwendigen Maßnahmen ergriffen worden, insbesonders unterblieben die notwendigen Flankensicherungen.

Sprecher sagt, der Verlauf der Schlacht bestätige den Grundsatz, daß die reine Defensive niemals weniger angebracht ist wie im Gebirge. Ähnlich drückt sich *Erzherzog Karl* in seiner Geschichte des Feldzuges von 1799 aus.

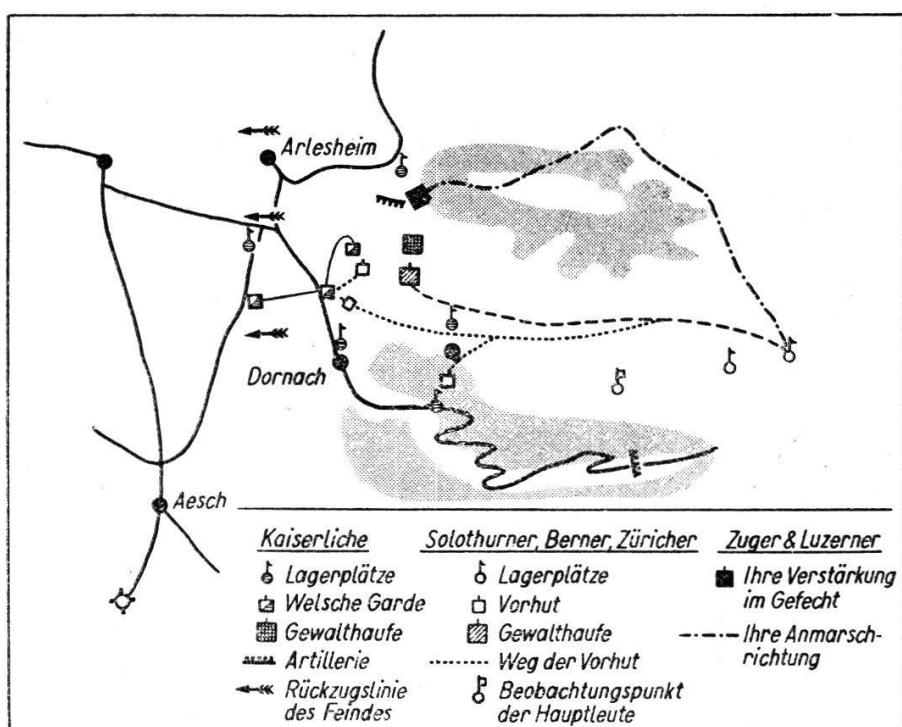
Nach der Schlacht wurde Freuler angeschuldigt, den Hauptangriff des Gewalthaufens verzögert zu haben. An der Luzerner Tagsatzung vom 9. Juli erfolgte aber seine offizielle Rehabilitierung.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts entbrannte eine heftige Polemik über die historische Glaubwürdigkeit *Fontanas*. In

einer 1886 erschienenen Abhandlung «Benedikt Fontana und die historische Kritik» wies der bereits erwähnte Jecklin überzeugend nach, daß Fontana nicht nur gelebt, sondern als Held in der Schlacht gefallen ist.

Schon Anfang Juni erfolgte ein neuer Einfall der Österreicher ins Münstertal und ins Engadin mit einem Heer von 15 000 Mann, der unendlich viel Elend im Gefolge hatte. Die Engadiner verbrannten ganze Dörfer und zerstörten alle Vorräte — sie verfolgten den Grundsatz der verbrannten Erde im eigenen Land und vollführten einen Kleinkrieg nach noch heute maßgebenden Grundsätzen — bis der Gegner in Ponte von allen Seiten eingeschlossen dem Verderben nahe war und sich zum Rückzug entschloß.

Die Schlacht von Dornach



Da alle Zugänge ins Solothurnische durch baslerisches Gebiet führten, spielte Basels Haltung eine große Rolle. — Aus drei Gründen war der Besitz *Dornecks* von besonderer Bedeutung: Beherrschung des direkten Zuganges Dornach-Hochwald-Seewen, Beobachtungsmöglichkeit der Vorgänge auf dem linken Birsufer, zu Füßen des Schlosses breitet sich die weite Ebene von Arlesheim aus. Sobald der Gegner größere Kräfte entfaltete, mußte er hier durchkommen und sich durch Eroberung des Schlosses den Durchpaß erzwingen. Die Solothurner würdigten diese Tatsachen und unterhielten ein

Kriegslager in Dornach. Der Heerführer der Kaiserlichen, Heinrich von Fürstenberg, machte den Vergleich, Dorneck sei den Kaiserlichen ebenso sehr ein Dorn im Auge wie Konstanz den Eidgenossen. Der Gegner hätte unter Umgehung von Dorneck an Basel vorbei über Liestal-Hauenstein marschieren können. Auch der Weg Liestal-Waldenburg-Balsthal kam in Betracht. Eine Umgehung war aber gefährlich, weil Liestal zu den Eidgenossen hielt und diese von Dornach aus über Gempen dem Gegner in Rücken und Flanke fallen konnten.

Erst als der Krieg ausbrach, schritt man an die Armierung und Verproviantierung des Schlosses. Die ständige Besatzung betrug nur 20 Mann. Als sich Solothurn über die Vorgänge in der Gegend von Dorneck einmal beunruhigt zeigte, äußerte sich dessen Verteidiger *Benedikt Hugi*:

«Wir erhalten täglich viele Warnungen, aber wir geben Euch keine Kunde davon, sonst würdet Ihr glauben, wir fürchteten uns. Wir haben Knechte genug im Haus, so daß wir es schon eine Zeit lang aushalten können. So schlimm steht es denn doch nicht, denn wir sind unerschrocken».

Anfang Juli war der Angriff auf das Schloß Dorneck beschlossen. Die Meldungen über entsprechende Vorbereitungen erreichten die Tagsatzung in Luzern am 9. Juli. Die damals gefaßten Entschlüsse sind von Frankreich stark beeinflußt worden. Unter dem Eindruck der einlaufenden Nachrichten zog das solothurnische Panner am 13. Juli aus. Der Beschuß vom 9. Juli wurde aber nachträglich umgestoßen, vor allem weil die zürcherischen Vertreter meldeten, der Kaiser bereite von Überlingen aus einen gewaltigen Angriff auf das Schwaderloch vor. Es hieß, «da sei der groeßer Zueg und die ganze Macht, denen man die buech und nit die ruggen kehren soelt». Schließlich entschloß sich die Tagsatzung, zunächst gemeinsam einen Zug in der letztgenannten Richtung zu unternehmen und Solothurn sich selbst zu überlassen.

Auf Grund der eingelaufenen Nachrichten beschlossen die Solothurner Hauptleute am 17. Juli von Gempen aus direkte Schritte zur Verstärkung zu unternehmen. Sie wandten sich an den bernischen Hauptmann im Fricktal, aber auch die Stadt Solothurn gelangte an die Orte. Infolgedessen setzten sich 400 Zürcher unter Göldli und Stapfer am 20. in Marsch und trafen am 21. in Olten ein; 600 Luzerner unter Schultheiß Feer und 400 Zuger unter Ammann Steiner erhielten am 20. Juli, auf dem Marsch nach dem Bodensee, in Winterthur den Befehl, umzukehren und sich nach Westen zu wenden. Diese Truppen übernachteten vom 21./22. in Aarau und erreichten Liestal in einem Gewaltmarsch um die Mittagszeit. Der für das Schwaderloch bestimmte bernische Zuzug erhielt ebenfalls den Befehl, zu den Solothurnern zu stoßen. Er kam am 20. nach Solothurn, am 21. nach

Olten und marschierte bald nach den Zürchern ab. Die Truppen der Länder machten sich erst später auf den Weg.

Der Kaiser entschloß sich zu einem Scheinangriff bei Schwaderloch, um die Eidgenossen abzulenken. Es war ein großes Glück für sie, daß Fürstenberg den günstigen Augenblick für seinen Angriff auf Dorneck verpaßte. Weit mehr als das Verhalten am Schlachttag führte diese Verzögerung zur Niederlage. Am 22. Juli rückte das Heer in der Stärke von etwa 16 000 Mann über die weiten Ebenen von Reinach und Arlesheim gegen Dorneck vor, in der Absicht, den Angriff am 23. Juli durchzuführen. Die Qualität der Truppen war unterschiedlich. Zu den besten gehörten die Knechte aus dem Gelderland und die welsche Reitergarde. Im Hinblick auf die Eroberung des Schlosses war das Heer mit schwerer und leichter Artillerie und sonstigem Belagerungsmaterial reichlich versehen. Der wahrscheinliche Standort der Lager ist in der Skizze angegeben. Die Artillerie, die möglichst nahe ans Schloß herangebracht werden mußte, war besonders eifrig am Werk. Bei den übrigen Truppen entspann sich ein fröhliches Lagerleben, zumal es ein Feiertag war und auf Grund der vorliegenden Berichte kein Überfall zu befürchten war. Der Verteidiger des Schlosses vervielfachte seine Anstrengungen, um der Belagerung trotzen zu können, bis Ersatz da wäre. Die Nachricht aus Dorneck setzte den Führer der wegen feindlicher Streifzüge nach Liestal zurückgegangenen Solothurner in Verlegenheit, da Bern befohlen hatte, es müsse das Berner Panner abgewartet werden. Analoge Anordnungen hatte Solothurn getroffen. In Würdigung der Lage, auf ihr gutes Schwert und Gottes Hilfe vertrauend, machten sich die Solothurner und der inzwischen aus dem Fricktal eingetroffene bernische Trupp, entgegen dem Befehl, auf und marschierten auf Gempen. Die Führer begaben sich zur Beurteilung der Lage auf die Gempenfluh. Vielleicht hofften sie auch durch Signale die Schloßbesatzung benachrichtigen zu können. Von Liestal aus hatte man Eilboten nach dem Hauenstein gesandt, um die herankommenden Hilfstruppen zu beschleunigtem Marsch aufzufordern. — Jetzt traf der Liestaler Schultheiß Strübin schweißbedeckt auf der Gempenfluh ein, mit der Nachricht, die bernische Hauptmacht folge auf dem Fuße nach. Die in Liestal eingetroffenen Zürcher hielten dort nur kurze Zeit. Nachdem Göldli über die Lage unterrichtet worden war, beschloß er, trotz der Müdigkeit seiner Mannschaft und auf Speis und Trank verzichtend, sofort Richtung Gempen aufzubrechen. Unter Führung von Liestalern marschierten die Zürcher auf einem «ungewöhnlichen» Weg, voraussichtlich über die Sichternhöhe, durch Wald und Feld auf Gempen zu. Wie sie die Stadt verlassen, trifft das bernische Gros ein, das ebenfalls nur kurze Zeit rastet und «müd und naß» Gempen zueilt. Zwischen 12 und 1 Uhr treffen die Ver-

stärkungen ein. Ein sofortiger Angriff ist nicht möglich, weil die beinahe erschöpften Truppen erst kurz ausruhen müssen. Im ganzen zählt das Heer etwa 5000 Mann, also keinen Drittels des kaiserlichen Heeres. Die Führer wissen, daß das Unternehmen nur bei überraschendem Angriff gelingen kann. Daher ist völlige Lautlosigkeit unbedingtes Erfordernis. Über Weg und Angriffsziel können die Ansichten auseinandergehen. Schließlich entschließt man sich, durch den Wald hindurch direkt das Zentrum des feindlichen Heeres anzugreifen, vor allem wegen der artilleristischen Sperrung des Weges Gempen-Dornach. Bedeutsam ist die Tatsache, daß die Angriffslust der Mannschaft, trotz Müdigkeit, kaum zu bändigen ist. Sofern man sich nicht dem Vorwurf der Verzagtheit aussetzen will, muß dieser Stimmung Rechnung getragen werden. Um 3 Uhr nachmittags ist der Angriff beschlossene Sache, die Befehle erreichen die einzelnen Truppenkörper. Nach dem Gebet übernehmen die Hauptleute ihre Panner zum Kampf. In Befolgung der bisherigen Taktik wird das Heer in Vorhut und Gewalthaufen gegliedert. Auf eine Nachhut wird verzichtet. Die Solothurner sollen den Kampf einleiten, voraussichtlich hatte sich der Schultheiß dies ausbedungen.

Über die weiteren Bewegungen gibt die Skizze Auskunft. Die Vorhut schleicht den Schartenwald hinab und durchs Gestrüpp bis an den unteren Waldrand. Voraussichtlich wurde beim Marsch durch das dichte Unterholz bei manchem Krieger das auf der Schulter aufgeheftete weiße Kreuz abgerissen. Es ist aber auch möglich, daß sich die vordersten Abteilungen der verwerflichen Kriegslist bedienten, vorn rote (österreichische) und hinten weiße Kreuze anzubringen, um die Überraschung zu erhöhen. Auf alle Fälle zeigt ein zeitgenössisches Schlachtbild eine Anzahl Kämpfer mit einem Kreuz auf dem Rücken. Am Waldrand angekommen, entschließt sich der Führer zu sofortigem Angriff und läßt einen Teil der Truppe der Mulde nach, hinter dem Schloß, nach Ramstel hinuntermarschieren, mit der Aufgabe, die linke Flanke des Gros zu schützen. Im rasenden Übereifer dringt die Vorhut zu weit vor, so daß das Gros nicht rasch genug eingreifen kann. Die Verwirrung unter den völlig überraschten Landsknechten ist unbeschreiblich. Anfänglich war die Heeresleitung der Meinung, es handle sich um einen Streit betrunkener Krieger der verschiedenen Lager — ein Beweis für die meisterhafte Überraschung. Es entspinnt sich nun im Viereck Dorneck-Dornach-Dornachbrugg-Arlesheim ein wilder, ungeregelter Kampf. Ein erster Erfolg ist der Tod des feindlichen Heerführers. Der zweite die Wegnahme eines Teiles der Belagerungsartillerie und der unvermutete Angriff, der sie in der Flanke packt. Während die Kolonne rechts der Vorhut weniger Widerstand findet, bis in die Gegend von Dornach gelangt und von dort aus bis an den Fluß vorstößt, wird die linke Kolonne

der Vorhut hart bedrängt. Sie meldet ihre Lage dem Gros und der rechten Kolonne der Vorhut. Letztere will den bedrängten Kameraden zu Hilfe kommen und muß zu diesem Zweck eine halbe Wendung ausführen. Diese momentan ungünstige Lage benützt die welsche Garde für einen Angriff gegen den rückwärts marschierenden Haufen, der in diesem Augenblick die größten Verluste des Tages erleidet.

Diese erste Phase der Schlacht steht, als Ganzes betrachtet, mit ziemlicher Deutlichkeit fest, während die Reihenfolge der weiteren Kämpfe kaum zu ermitteln ist. Vor allem ist es nicht sicher, welchen Weg der Gewalthaufe eingeschlagen hat, bis er die Stellung einnahm, die das erwähnte Schlachtbild wiedergibt. Sicher ist, daß eine Rechtschwenkung des Gros die zweite Phase der Schlacht einleitete und der Angriff gegen Abend Richtung Arlesheim erfolgte. Dort hat die bereits erwähnte Gelderlandische Truppe ihr Karree gebildet und dringt gegen Süden vor, von der auf der Höhe südlich Arlesheim aufgefahrenen Artillerie unterstützt. Hier scheint der Kampf zum Stehen gekommen zu sein. Anshelm bemerkt, erst jetzt habe der rechte Ernst zum Streit begonnen. Noch jetzt spricht man vom Bluthügel. Der Kampf wogt bis gegen Einbruch der Nacht hin und her. In dieser gefährlichen Stunde erscheinen die Luzerner und Zuger auf den Höhen von Arlesheim und leiten die dritte Phase der Schlacht ein — es ist 7 Uhr abends. Es steht nicht einwandfrei fest, welchen Weg sie eingeschlagen haben. Vermutlich sind sie von der Gempenfluh aus aufgefordert worden, Richtung Arlesheim vorzumarschieren, um den Gegner von einer unerwarteten Seite aus zu überraschen — ein vortrefflicher taktischer Schachzug. Nach der Überlieferung hat der Zuger Feldprediger *Schönbrunner* den kämpfenden Eidgenossen die herannahende Hilfe gemeldet. Die erschöpften Truppen raffen sich zu einem neuen Stoß auf. Die Harsthörner der Luzerner und Zuger lassen sie die Müdigkeit vergessen und verbreiten panischen Schrecken bei den Kaiserlichen — ihr Einsatz gibt den Ausschlag — der Feind löst seine Ordnung und beginnt zu weichen — fluchtartig zieht er sich gegen den Fluß zurück — in der dunklen Nacht kommt es zur regellosen Flucht. Die Brücken sind bereits abgebrochen — dies steigert die Verwirrung — die Eidgenossen ruhen nicht, bis der letzte Feind auf dem rechten Birsufer beseigt ist. Schloß Dorneck ist befreit.

Noch in der gleichen Nacht schreiben bernische Hauptleute am Lagerfeuer einen erhaltenen ersten Schlachtbericht. Die Verluste des Gegners wurden übereinstimmend auf 3000, also 20 %, die der Eidgenossen auf 500, also etwa 8 % geschätzt. Ungeachtet aller Tapferkeit sind bei den Eidgenossen eine Anzahl Fälle von Fahnenflucht nachgewiesen.

Der Friedensschluß

Dank den Bemühungen des *Herzogs von Mailand* kam bereits am 22. September der *Friede von Basel* zustande. Die wichtigsten Bestimmungen legten fest, daß die Eidgenossen und alle Untertanen, Zugehörigen und Verwandten, geistliche und weltliche, weder dem Reichskammergericht, noch irgendwelchen Steuern, Anschlägen, Tributen und Auflagen des Reiches unterworfen sein sollten, — somit die *tatsächliche Lostrennung vom Reich*. Trotzdem haben sich die Eidgenossen formell wiederholt auch später noch als Reichsangehörige betrachtet. So erinnert *Zeller-Werdmüller* daran, daß Zürich bis 1648 über seinen Toren auf Wappenbildern den Reichsadler anbrachte und seine Münzen auf der Rückseite den Adler mit der Inschrift «*Civitas Imperialis*» trugen. Die *endgültige rechtliche Trennung* erfolgte erst 1648.

Nach Schluß des Krieges stand die Eidgenossenschaft politisch und militärisch mächtig da. Zwei Jahre später traten Basel und Schaffhausen dem Bund bei. Das Tor zum Eintritt in die Weltpolitik stand offen.

Rückblick und Ausblick

Einige militärische Tatsachen rufen uns auch heute noch zur Besinnung auf. Die Eidgenossen standen während des ganzen Krieges kampfbereit an einer ausgedehnten Front. Die Hilfe Frankreichs hatte nur moralische und finanzielle Bedeutung. Die Eidgenossen waren immer in der Minderzahl, wiederholt fochten sie im Verhältnis 1:3, einer heute viel genannten Proportion. Trotzdem stellten sie sich dem Gegner an und selbst jenseits der Landesgrenze entgegen. Sie führten den Verteidigungskampf nur in strategischer Hinsicht, in taktischer Hinsicht schritten sie immer zum Angriff. Als ihnen der Krieg zu lange ging, beschlossen sie sogar Anfang Mai auf einem Tag zu Zürich, einen mächtigen Zug über den Rhein zu unternehmen, um in offener Feldschlacht einen Entscheid herbeizuführen. Eine bei Stockach erlittene Schlappe setzte dann aber dieser Unternehmungslust einen Dämpfer auf, und man trat den Rückzug an.

Die Eidgenossen zeichneten sich durch Entschlußkraft aus, trotz fehlender einheitlicher Führung; durch Raschheit in den Bewegungen, durch eine hervorragende Geschicklichkeit in der Ausnutzung des Geländes, trotz fehlender Karten. Sie nützten die Nacht gewandt aus und waren gebirgstüchtig, sie kämpften tapfer und verbissen; sie waren heißblütige Krieger, unentwegte Draufgänger, aber keine disziplinierten Soldaten im heutigen Sinn. 16 Jahre später kämpften sie bei Marignano, dort im Verhältnis von nicht ganz 2:3. Wenn

sie dort zum Rückzug genötigt wurden, lag der Hauptgrund im Nicht-Schritt-Halten in technischer Hinsicht. Wäre die artilleristische Unterlegenheit in der offenen Feldschlacht nicht so groß gewesen, hätte höchstwahrscheinlich am späten Abend des 13. September der Sieg erzielt werden können; die venezianische Reiterei, die erst am nächsten Morgen die Entscheidung herbeiführte, wäre zu spät gekommen. Auch dies gilt zu denken. Könnten heute die fehlenden Panzer die gleiche Bedeutung für uns haben, wie damals die fehlende Artillerie?

Man hat sich bei uns schon oft im Glanz der Ruhmestaten der Vorfahren gesonnt. Gewiß sollen nicht nur die Offiziere, sondern alle, die um die Zukunft des Landes besorgt sind, sich immer wieder auf die militärischen Erfolge früherer Jahrhunderte besinnen, aber nur im Sinne einer Mahnung, einer Verpflichtung. Nur der Staat kann bestehen, der sich immer wieder neu als lebenskräftig erweist. Militärische Siege bilden nie ein Ruhekkissen. Nach Roßbach folgten Jena und Auerstädt, nach Austerlitz Metz und Sedan. *General Wille* hat einmal gesagt, der Chauvinismus erhalte den kriegerischen Geist des Volkes, er sei aber dem militärischen feindlich, und er fügte bei: «Er züchtet förmlich den Glauben, daß es bei der eigenen Vortrefflichkeit keiner besonderer Anstrengungen der Gegenwart bedürfe, um sich die Tatkraft der Vorfahren zu erhalten».

Andauernde und restlose Anstrengungen sind absolutes Gebot. Nur dann kann der Ring, den wir selbst in der langen Kette unserer Geschichte bilden, im Sinne *Tavels* wirklich halten. Wir brauchen Männer, die den notwendigen *Impuls* geben, die mit *Jacob Burckhardt* sagen dürfen: «Meine ganze Nervenkraft gehört einzig diesem Grund und Boden». Wenn aber in der Zukunft auch unserem Lande als ultima ratio ein grausamer Krieg einmal nicht erspart bleiben sollte, dann mögen bei uns Führer zur Stelle sein, die die gleiche Haltung und Charakterstärke haben wie *Benedikt von Fontana*. Seine auf Romanisch überlieferten letzten Worte lauten in deutscher Sprache:

«Frisch voran, wackere Burschen! Mit mir ist's nur um einen Mann geschehen! Darauf sehet nicht! Heute noch Rätier und Bünde, oder nimmermehr!»